Schweizerdeutsche Phrasen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **22 (1938)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-419815

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ond zwor in Gemäßheit der Forderige der geischtige Landesverteidägig i orchigem Schwitzertütsch".

Ungehörige Vermengungen von Mundart und Schriftdeutsch kommen übrigens nicht nur bei solchen Leuten vor, die aus einem gewissen Trotz heraus in Versammlungen so reden wollen, wie ihnen (vermeintlich) „der Schnabel gewachsen ist", sondern sie finden sich oft auch bei ernsten Schriftstellern, die sich alle Mühe geben, reines Schweizerdeutsch zu bringen und die, weil sie schreiben und nicht bloß aus dem Stegreif reden, sich gehörig Zeit nehmen könnten, den richtigen Ausdruck zu suchen. Der Verstoß gegen die Mundart, der wohl am häufigsten vorkommt, ist der falsche Gebrauch des bezüglichen Fürworts. So finde ich z. B. in J. G. Birnstiels Buch „Aus sieben guten Jahren" folgende Sätze:

„Onder tusig Päärli, die i der Chirche zämmgeh weret, sind gwüß chum drü, die noch föfzg Johre no fröhli onderem gliche Dach schaltet und waltet."

„gad wie en Ries, der d'Händ usstreckt."

„es heb halt derig deronder, die wöllet d'Welt verändere."

„vo der alte Bas Breene, die gspuelet het i der hindere Chammer."

In der nämlichen Erzählung „E goldigi Hochzyt" gibt es noch eine ganze Reihe weiterer solcher Beispiele. (Übrigens würde der Titel in den Toggenburger Mundarten, die ich kenne, entweder heißen „E goldis Hoostig" oder „E goldis Hochzig" oder ähnlich.)

In richtiger Mundart wäre anstelle der gesperrt gedruckten bezüglichen Fürwörter überall „wo" zu setzen. So verschieden auch unsere schweizerischen alemannischen Mundarten sind, so stimmen wohl alle darin überein, daß sie als bezügliches Fürwort stets das „wo" benutzen; dies scheint eine allgemeine alemannische Eigenart zu sein.*)

Das bezügliche Fürwort steht sehr häufig in Verbindung mit einem Vorwort. Auch hier erscheint in unserer Mundart das „wo".

Der Satz: „der Zucker ist in der Büchse, auf der (worauf) „Kaffee" steht", heißt auf Schweizerdeutsch nicht: „de Zogger ischt i de Böchs, of der „Kafi" schtoht", sondern: „de Zogger ischt i de Böchs, wo „Kafi" drof schtoht".

Entsprechend: das Haus, vor welchem (wovor) wir gestanden haben = 's Hus, wommer devor(zue) gschtande sind.

Der Mann, mit dem du mich hast reden sehen, ist mein Bruder = de Ma, wopmi gseä hescht mettem rede, ischt min Brüeder gsi.

Das sind Kinder, mit denen man Freude haben kann = das sind Chind, wommer cha Freud ha mettene.

Ebenso: d' Fläsche, woni droß trongge ha. Und: das ischt t'Husiereri, woni d' Chnöpf vonnere kchoft ha.

Ich glaube übrigens, viele Leute, welche bei öffentlichen Reden in mehr oder weniger guter Mundart Sätze bilden wie: „die Pschlüß, die mr soebe gfaßt hend", machen diesen Fehler nicht immer nur deshalb, weil ihnen das mundartliche Sprachgefühl abhanden gekommen ist, sondern häufig, weil sie das (hier gänzlich unangebrachte) Bedürfnis empfinden, die Mundart zu verbessern. Sie glauben, die Form mit dem „wo" sei kindlich und stehe deshalb der Versammlungssprache nicht an. Dies trifft in Wirklichkeit gar nicht zu. Das „wo" hat auch Heimatrecht in der besten und gehobensten Schriftsprache, nämlich in den Zusammensetzungen woran, worauf, wohin, womit, wovon usw. In solchen Verbindungen konnte das „wo" vom Vorwort durch andere Wörter getrennt werden: „das Messer, wo ich das Brot mit geschnitten habe", und von solchen Fällen aus hat wohl das einfache „wo" die Bedeutung des bezüglichen Fürwortes „der, die, das" bekommen.

Auf jeden Fall steht es Leuten, die das Gefühl für einen der wesentlichsten Züge unserer Mundart verloren haben, nicht an, sich als Verfechter des Schweizerdeutschen zu geberden.

Aug. Schmid.

*) Pauls Wörterbuch und Grammatik bezeichnen sie noch etwas allgemeiner als südwestdeutsch. Hebel verwendete es auch schriftdeutsch: „das schlechteste Messer, wo er hat". Vielleicht gehört hieher auch aus Schiller: „deliciöse Bursche, sag ich dir, wo als (jeweilen) einer dem andern die Knöpfe von den Hosen stiehlt". Merkwürdigerweise findet es sich sogar bei dem Thüringer Otto Ludwig: „Ihr Häusle, wo der Regen beinah hat umgeworfen." St.

Schweizerdeutsche Phrasen.

Man rühmt der Mundart nach, daß man in ihr keine Phrasen machen könne. In der Tat sträubt sie sich stärker dagegen als die Schriftsprache, aber gefeit ist sie auch nicht; es kommt auch auf den Mann oder die Frau an. Das weist uns ein gottbegnadeter und anerkannter Mundartdichter, Josef Reinhart, nach in seinem schönen Schriftchen „Die Poesie in der Kinderstube" (Francke, 1938):

„ . . . Einige Beispiele mögen zeigen, wie oft wir mit unserer erwachsenen, oft schulmeisterlichen Überlegenheit in die Unkindlichkeit verfallen:

I bin es Schwyzermeiteli,
cha gumpe und cha jodle,
's chas nit grad eis e so.

Ich habe dieses Lied noch niemals von Kindern singen hören, wenn nicht ein Sonnenschirm den Takt dazu schwang. Das Kind fühlt wohl instinktiv, daß das gemacht ist, daß es selber nie so empfindet. Oder klingt es nicht doch abgeschmackt, ein Kind, das in die Welt hinaus prahlt:

Cha gumpe und cha jodle,
's chas nit grad eis e so.

Es springt und hüpft wohl in seinem Jugendglück, aber wenn es das empfindet oder gar aussagt, dann ist's nicht mehr kindlich. An einem Weihnachtslied möchten wir das, was wir unkindliche Mache nennen, nachzuweisen versuchen:

Nei lueget au dr Christbaum
I siner Liechtlipracht!
Mer wüsses alli sicher,
dä het üs 's Christkind g'macht.
Die Äugli glänze heller
Und 's Härzli chlopfet fescht,
vor Freude möcht me jutzge,
's isch hüt jo 's Wiehnechtsfescht.

Nur acht Zeilen, aber unkindlich von Anfang bis Ende.

Nei lueget au dr Christbaum
I siner Liechtlipracht!

Ein schläfriges Kind, das man noch zum Anschauen aufrufen müßte! „Eine Liechtlipracht": welches Kind, das noch keine höhere Töchterschule besucht, sagt wohl einmal so? „Red vernünftig!" würde die Mutter sagen.

Wo sagt ein gesundes Kind von sich selber, daß seine Äuglein heller glänzen, wo singt es, daß sein Herzlein klopfe, fest? Es müßte denn wirklich Herzklopfen sein, dann in Gottesnamen zum Arzt.

„Vor Freude möcht me jutzge."

Warum denn nicht? Eben jauchzen sollen die Kinder, oder ist's verboten im ersten Stock? Und wo ist in solcher Poesie die Bildhaftigkeit? Etwas zum Schauen? Überall nur Gefühle geheuchelt, aber kein wirklich geschautes Bild."